



+ «Meine Musik ist rein»

DER SAXOFONIST CHRISTOPH IRNIGER IST EINER DER AUFREGENDSTEN JAZZMUSIKER DER SCHWEIZ. DABEI KONNTE ER ERST NUR WENIG MIT JAZZ ANFANGEN. EIN GESPRÄCH ÜBER INSPIRATION, AUSBRENNEN, VERWASCHENE T-SHIRTS UND EIN MONSTER ALS MITMUSIKER.

VON KEVIN BRÜHLMANN

Wenn Christoph Irniger mit seinem Tenorsaxofon zu einem Solo ansetzt, glaubt man, er spiele es zum ersten Mal, habe es in diesem Moment erfunden, so voll und geladen klingt es. Über das gerade erst erschienene Album «Ghost Cat» seiner Band Pilgrim heisst es im amerikanischen Goldmine Magazine: «Es ist Prog-Rock, World Music, Folk, an manchen Stellen Ambient und an anderen Avantgarde.» Irniger spiele ein «abgefahrenes Tenorsax» und führe sein Quintett «durch Klangkorridore, die an Bahnen in einem Vergnügungspark erinnern». Am Schaffhauser Jazzfestival wird er mit seinem Trio mit dem Bassisten Raffaele Bossard und Schlagzeuger Ziv Ravitz auftreten. Begleitet vom Altsaxofonisten Ben Van Gelder.

Mit seiner Frau und drei Kindern wohnt Christoph Irniger in einem hell gestrichenen Haus in Zürich-Unterstrass, umringt von anderen hell gestrichenen Häusern und wuchernden Bäumen und Sträuchern. Im Vorgarten liegen Fahrräder und Spielsachen herum. Es ist der letzte Januartag, kurz vor zehn Uhr, und die Luft ist so kalt und klar, dass der Üetliberg aussieht, als sei er auf Glas gemalt.

Irniger, 43 Jahre alt, ein hochgewachsener Mann mit schweren dunklen Wimpern, öffnet die Tür. Er setzt sich an den Esstisch und nimmt sich einen Gipfel. Er ist hungrig. Heute morgen um halb acht Uhr stand er bereits auf dem Eis, um mit seinem Hockeysportteam zu trainieren.

Herr Irniger, fangen wir am Anfang an. Wie sind Sie aufgewachsen – und wie wuchsen Sie musikalisch auf?

In bin in Erlenbach am Zürichsee aufgewachsen, einem Dorf mit damals 3000 Einwohnern, in einer relativ beschaulichen, heilen Welt. Meine Eltern waren Akademiker. Mein Vater hatte in einer Bigband Schlagzeug gespielt, aber vor meiner Geburt aufgehört. Mein Grossvater war ein begnadeter klassischer Pianist, ein Autodidakt, der keine Noten lesen konnte. Mein anderer Grossvater, der vor meiner Geburt starb, war Cellist. Die Musik war also da, aber irgendwie hatte sie emotional keine Bedeutung für mich. Was eine Bedeutung hatte, waren die paar wenigen Schallplatten, die mein Vater im Estrich aufbewahrte. Als Einzelkind war ich oft allein dort oben und spielte mit meinen Lego. Und ich hörte die Platten. Beatles, Elton John und Uriah Heep. Diese Lieder kann ich heute noch auswendig.

Kein Jazz?

Es gab eine CD von der Chick Corea Akoustic Band. Ich hörte sie rauf und runter, einfach, weil es die einzige Jazz-CD war. Die flaschte mich total.

Wann begannen Sie, Saxofon zu spielen?

Mit zehn. Ich glaube, meine Eltern haben mich ans Instrument herangeführt, und ich fand, es

sehe cool aus, mit all diesen Klappen, let's do it. Mein erster Musiklehrer war eigentlich Fabrikarbeiter, hat aber in seiner Freizeit Saxofon unterrichtet. Alte französische Schule. Jean-Marie Londeix. Wenn du heutzutage so ein Notenheft einem Schüler vorlegst, rennt der gleich davon. Aber ich mochte es. Dann kam ich in die Jugendmusik. Dieser Klangkörper hat mich geflasht. Auch wenn die anderen viel besser waren, konntest du mitspielen. Aber Jazz war für mich lange kein Thema ... ist das zu ausführlich?

Nein, nein, überhaupt nicht. Sie haben Zeit, oder?

Ja, klar. Und sonst unterbrechen Sie mich einfach.

Okay.

Als ich ans Gymnasium in Zürich wechselte, kam ich in eine Funk-Band. Da begann sich mein Musikstil zu verändern: von Rap und Techno hin zu Funk, R'n'B, Blues. Tower of Power fanden wir gut. Aber nicht nur mein musikalischer Horizont öffnete sich, sondern auch mein persönlicher.

«Wenn man meine Soli analysieren würde, merkte man sicher, dass da und dort ein falscher Ton drin ist. Der Spirit treibt mich, und dagegen kann ich nichts machen.»

Inwiefern?

Ich musste eine Arbeit über «Demian» von Hermann Hesse schreiben. Als ich sie meiner Mutter zeigte, meinte sie: Du hast echt überhaupt nichts verstanden.

Im Roman geht es um die Selbstfindung eines jungen Mannes, darum, wie er sich als eigenständiges Individuum mit moralischem Kompass etabliert.

Meine Mutter, eine Psychologin, zeigte mir dann, wie man Literatur deutet. Da bin ich quasi aufgewacht. Ich fing an, Dinge zwischen den Zeilen zu lesen und zu hören. Gegen Ende des Gymnasiums war ich beim Jazzfunk angelangt. Bei Michael Brecker etwa. Aber noch nicht wirklich beim Jazz.

Wie kam es doch noch dazu?

Mit 16 wechselte ich zu einem neuen Lehrer, einem jungen Jazzstudenten. Zum Ende des Gymnasiums stiess ich auf eine Ausgabe des Magazins «DU» zum Thema Tenorsaxofon. Ich habe es regelrecht verschlungen. Im Heft gab es ein Poster von Dexter Gordon, das ich im Zimmer aufhängte. Und viele CD-Empfehlungen. Ich kaufte «Giant Steps» von John Coltrane und

«Somethin' Else» von Cannonball Adderley. Emotional berührte mich diese Musik noch nicht so wie der Funk damals, aber die Musiker beeindruckten mich. Danach wollte ich unbedingt an die Jazzschule.

Aber Sie spielten gar keinen Jazz?

Doch, ich kannte schon ein paar Sachen und konnte sie spielen. Aber als Hörer konnte ich mich erst nach der Aufnahme an die Schule darauf einlassen. Und die Aufnahme war ein Ding. Ich habe bestand die Theorieprüfung nicht. Ich musste einen zusätzlichen Kurs machen. Erst dann klappte es.

Was fehlte Ihnen?

Christoph Grab, mein Lehrer an der Jazzschule, sagte mir später einmal, sie hätten mich nur aufgenommen, weil ich eine derart gute Energie gehabt habe, denn ich hätte keine gerade Linie zustande gebracht. Theorie interessierte mich nicht.

Sie spielten nicht so präzise, dafür von Emotionen getrieben?

Genau. Ich glaube, ein bisschen ist das bis heute so geblieben. Auch wenn ich mein Handwerk seither wahnsinnig trainiert habe, und immer noch trainiere: Ab einem bestimmten Punkt verliere ich mich. Lasse mich nur noch von Gefühlen und Gehör leiten. Wenn man meine Soli analysieren würde, merkte man sicher, dass da und dort ein falscher Ton drin ist. Der Spirit treibt mich, und dagegen kann ich nichts machen.

Das zeichnet Ihre Musik aus: Sie haben keine Angst abzustürzen.

Genau. Allerdings: Ein Schlagzeuger muss erst einmal sauber das Tempo halten können. Vorher muss er gar nicht mit Soli anfangen. Dasselbe gilt für das Saxofon. Aber gerade wenn ich live spiele, ist mir der Spirit wichtiger, als dass ich die richtigen Töne spiele. Ich spiele einen Ton, der nicht zur Tonleiter gehört, und schaue, wohin er mich führt.

Vor Kurzem taufte Sie das neue Album Ihrer Band Pilgrim. Und zwar an drei aufeinanderfolgenden Abenden. Streng?

Nein, es war sehr lässig.

Kein Kater?

Ähm. Vielleicht.

Wie bestimmt die Band, welche Lieder gespielt werden?

Bei Pilgrim benutzen wir nie eine Setliste. Ich notiere mir meistens fünfzehn Stücke, aus denen ich dann spontan auswähle.

Sie entscheiden allein?

Wir alle zusammen. Jemand spielt eine, zwei Noten, und dann weiss jeder, wo es hingehört.



Irniger Trio

Hoffentlich. Manchmal auch nicht. Das ist halt das Risiko bei Pilgrim.

Was es auch spannend macht.

Ja. Genauso kann es auch in die Hose gehen. Beim Trio ist es weniger experimentell. Da stelle ich auch eine feste Setliste zusammen.

Wie viel muss man üben, um auf ein Niveau zu gelangen, das einem alles erlaubt zu spielen, was man spielen will?

Es braucht zwei Dinge: Eine Zeitlang musst du wirklich sehr viel üben.

Es heisst, John Coltrane habe zeitweise zwölf Stunden pro Tag geübt.

Das kann ich nicht. Aber einige Jahre lang, zwischen 23 und 28, habe ich täglich bestimmt sechs Stunden geübt. Das war genial. Zuerst bei meinen Eltern im Estrich und dann bei einem Onkel in Zürich.

Und das Zweite?

Du musst Kilometer fahren. Wir haben wahnsinnig viel gejammt. Jede Woche spielten wir zwei bis drei Sessions. Du brauchst das, um es bei Gigs abzurufen. Jetzt versuche ich, mehrmals die Woche ein bis zwei Stunden zu üben. Das aufrechtzuerhalten, schaffe ich nicht immer. Ich habe drei Kinder.

Wenn der Kopf immer wieder um dasselbe dreht, pausenlos, selbst wenn es einem die teuerste Sache der Welt ist, ist man doch irgendwann erschöpft.

Stimmt. Lange definierte ich mich rein über die Musik. Das hat sich sehr verändert. Mit 29 habe

ich schon das erste Kind bekommen und es ist wie beim Fitness: Wenn du mal einen Tag nicht trainierst, gehen die Muskeln zurück. Ich bin aber auch sehr froh, dass ich dank meiner Familie ab und zu Abstand zur Musik habe. Wenn wir in die Ferien fahren, nehme ich das Sax nicht mit. Im Sommer spiele ich vier, fünf Wochen lang nicht. Das ist für mich immer erfrischend.

Wie ist es, wenn Sie nach Hause kommen?

Ich brauche eine Woche, um wieder auf mein Niveau zu kommen. Das Problem ist vor allem die Muskulatur um den Mund. Die bildet sich extrem schnell zurück.

Anfang 2020 mussten Sie eine US-Tournee wegen Covid-19 absagen. Dem Magazin Jazz&More sagten Sie kürzlich: «Ich war zu jener Zeit völlig ausgebrannt. Ich hatte keine kompositorischen Ideen, ich war leer.»

Seit 2005 bin ich Bandleader mehrerer Formationen. Wenn du eine Platte machst, kannst du ungefähr zwei Jahre lang spielen und du kommst in die Magazine. Aber nach zwei Jahren kriegst du keine Gigs mehr, es wird nicht mehr über dich geschrieben, das heisst, du musst nachliefern. Das ist wie ein Hamsterrad. Inzwischen habe ich sicher 130 Kompositionen und Arrangements geschrieben. Irgendwann war der Fluss nicht mehr da. Ich merke immer noch, dass es mir schwerer fehlt, kreativ zu sein. Beim Spielen hingegen bin ich total kreativ. Wenn du einen Ben Van Gelder neben dir hast ... technisch und handwerklich ist der ein Monster, spielt dreimal schneller als ich. Da musst du auch was liefern.

«Lange definierte ich mich rein über die Musik. Das hat sich sehr verändert»

Schüchtert Sie das nicht ein?

Überhaupt nicht, es ist total inspirierend. Es pusht mich. Aber kompositorisch finde ich es nicht ganz einfach, hier, wo wir leben (zeigt um sich auf Stube und Küche und durchs Fenster zum Vorgarten) zu Inspiration zu kommen. Wenn ich in einer Grossstadt wie Berlin oder New York bin, wo ich eine Zeitlang gelebt habe, gehe ich raus und höre und sehe tausend Dinge ... einen Japaner, der eine krasse Lichtinstallation in einem alten Fabrikgebäude macht, und so weiter.

Von diesen Eindrücken zehren Sie bestimmt noch Jahre später.

Genau. Für mich ist dieser Ort nicht so ...

... hier kennen Sie schon alles.

Genau.

Als Irene Schweizer 1966 den amerikanischen Freejazzpianisten Cecil Taylor hörte, habe sie das «total umgehauen», wie sie in einem Interview sagte. Danach gab sie das Klavierspielen für einige Zeit auf, weil ihr das «unerreichbar» schien. Haben Sie auch mal so einen existenziellen Schock erlebt?

Nicht so einen krassen. Aber zahlreiche kleinere. Ich besuche immer wieder Konzerte, bei denen ich in eine Krise falle. Ich denke: Shit, das ist so genial, wieso bin nicht ich auf diese Idee gekommen? Ich hatte auch immer wieder Überhelden. Mark Turner. Und auch Kurt Rosenwinkel. Den habe ich vor zwei Wochen in Zürich live gesehen, zusammen mit Jean-Paul Brodbeck. Ich hatte Tränen in den Augen (Rosenwinkel und Brodbeck spielen am Samstag am Schaffhauser Jazzfestival, Anm. der Redaktion).

Worauf achten Sie bei Ihren Konzerten?

Ich versuche, eine gewisse Showiness rüberzubringen. Ich will die Leute nicht gleich am Anfang mit einem Avantgarde-Stück überfahren. Ich führe an meine Musik heran, biete Hand. Und dann, bei Minute 35, bringe ich ein abgefahrenes Stück, und die Leute sind nicht überfordert. Dazu fällt mir ein Vergleich ein: Meine Mutter sagte früher immer, ich soll mich mal anständig anziehen, wenn ich ein Konzert spiele.

Trugen Sie Birkenstocksandalen?

Nein, irgendein verwaschenes Rolling-Stones-Shirt. Sie könne sich nicht konzentrieren, wenn ich so verlumpt dastehe, sagte meine Mutter. Das habe ich verstanden. Ich will mich zwar nicht zu sehr anpassen, aber ich will den Leuten etwas geben, das es einfacher macht, meine Musik aufzunehmen.

Noch etwas Letztes: Darf ich Ihren Übungsraum sehen?

Klar. (Wir gehen in den Keller. Der Proberaum misst ungefähr drei auf vier Meter. In einer Ecke steht ein Klavier, und neben dem Saxofon befindet sich ein Schlagzeug. An einer Wand hängt ein Poster von John Coltrane.) Ich unterrichte ja noch am Konservatorium in Zürich. (Irniger deutet auf Unterlagen auf einem Tisch.) Das gibt mir Freiheit. Ich muss keine Musik spielen, die mich runterzieht, keine Hochzeiten und Geburtstage abklappern. Meine Musik ist rein. Ich spiele nur Musik, die ich liebe. (Wir gehen wieder nach oben.) So ... jetzt muss ich das Mittagessen für die Kinder kochen. Was sagte noch meine Frau? Buchstabensuppe? ... Nein, es gibt Teigis. •